

Gottes zu sein und bisweilen gelingt es Ihnen. Denken Sie an die Brüder in Taizé oder die Familien hier im nahe gelegenen Volkenroda.

Aber was ist mit uns anderen, allein Gebliebenen? Die wir uns nicht auf ein Leben in Gemeinschaft verpflichtet haben. Es ist leicht, ein schlechtes Gewissen zu bekommen, wenn man die Geist erfüllten Aufbrüche der ersten Christen liest. Wie verhalten sich Aufbruch und Alltag zueinander?

Bereits im Neuen Testament lesen wir von den ersten Schwierigkeiten, die das einträchtige Liebesmahl den Gemeinden bereitete. Einige essen vorher, damit sie ihre Lebensmittel nicht teilen müssen, andere setzen sich in Gruppen zusammen. Paulus versucht in seinen Briefen, dieses Mahl zu einem Mahl der Gemeinschaft zu machen. An diesem Mahl soll jeder erkennen können, dass die Gemeinde eins ist. Und dennoch lief nicht alles glatt mit der urchristlichen Gemeinschaft. Immer wieder tauchte das Problem auf.

Es hat gute Gründe, das unsere Gemeinden das Abendmahl mit Brot und Wein, aber nicht als gemeinsame Mahlzeit feiern. Für einen Moment ist die Gemeinschaft in Christus da. Aber wenn Gottes Nähe auf Dauer gestellt werden, entzieht sie sich.

Gottes Nähe ist wie der Sonnenaufgang. Für einen Moment brechen sich die Farben und der Himmel wird orange und rot. Und dann wird es Tag. Wer den Sonnenaufgang auf Dauer stellen will, will Kitsch. Etliche Fototapeten in deutschen Wohnzimmern geben einen Eindruck von der Sucht, den erfüllten Augenblick auf Dauer zu stellen.

Gott ist uns nahe in den Übergängen. Das können Krisen sein. Das ist die Taufe. Wenn viele getauft werden, wie in den Anfängen unserer christlichen Geschichte, entsteht eine enge Gemeinschaft. Für einen Moment, der Sonnenaufgang der Geschichte Jesu Christi, spielen die pfingstlichen Farben in den Leben der ersten Christen. Für einen Moment ist alles möglich. In diesem Moment wird das Prinzip Gottvertrauen wieder entdeckt und das Prinzip Solidarität erfunden.

Dann müssen wir wieder auseinander gehen, als freie Leute, die sich immer wieder ihrer Gemeinschaft versichern. Die wissen, dass diese geschwisterliche Gemeinschaft in Christus wirklich ist. Aber die auch wissen, dass freie Leute ihren Weg allein gehen können. Sie vertrauen Gott und deshalb sich und der Welt, in der sie leben.

Gemeinschaft ist *ein* Zeichen der Nähe Gottes. Es gibt andere. Ich wünsche Ihnen, dass Sie auf dem Weg, den sie für sich finden, zu einem Zeichen werden. Denn auch heute entstehen Wunder und Zeichen; überall dort, wo Gott nah ist. – Amen.

Evangelisch-luth. Kirchgemeinde St. Marien Gera-Untermhaus



Aussendung für den 1. Sonntag n. Trinitatis in Untermhaus, Thieschitz, Rubitz, Milbitz und Frankenthal.

Liebe Gemeinde,

der Predigttext steht in der Apostelgeschichte und dort im 2. Kapitel (Apg 2, 41a – 47):

Die nun, die sein Wort annahmen, ließen sich taufen. Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten. Alle wurde von Furcht ergriffen; denn durch die Apostel geschahen viel Wunder und Zeichen. Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte. Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens. Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt. Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten.

Die ersten Christen waren offenbar Kommunisten. Kaum hatten sie Petrus' Pfingstpredigt gehört, da schafften sie das Privateigentum ab, und jeder kriegte aus der Gemeinschaftskasse, so viel er brauchte. Der „urchristliche Kommunismus“ dieser Zeilen hat viele sozialistische Aufbrüche inspiriert und unterstützt. Die Devise war: „Was hier im frühen Christentum angebrochen ist, soll einst für alle Menschen gelten!“ Aus der Vergangenheit soll der Mut für die Zukunft entstehen.

Und auch der Satz „jedem so viel, wie er nötig hatte“ hat eine Vergangenheit. Die Vorlage für den urchristlichen Kommunismus steht im Alten Testament. „Jedem so viel, wie er nötig hatte“ ist das „Prinzip Manna“. Das Volk Israel wandert durch die Wüste, und bald gehen ihm die Vorräte aus. Die ersten murren und sagen: „Sollen wir hier verhungern?“ Die trügerische Erinnerung an die Fleischtöpfe Ägyptens taucht zum ersten Mal auf. „Wie haben wir da geschwelgt in der Gefangenschaft!“ sagt einer. „Melonen und Gurken waren immer zu haben!“ ein anderer. „So schlecht ging es uns damals nicht“, fügt ein dritter hinzu. Und alle sind sich einig: „Verhungert wären wir jedenfalls nicht.“ Aber jetzt sind sie alle nahe daran zu verhungern. War die Wahl der Freiheit ein Fehler? Hätte man sich nicht arrangieren können? „Wer fleißig arbeitet, der kriegt auch sein Brot.“ mögen manche gesagt haben.

Wir wissen, Gott ließ sein Volk in der Wüste nicht verhungern. Aber wie er das tat, daran lässt sich eine kleine Lektion für seine freiheitsscheuen Schutzbefohlenen erkennen. Manna, das Himmelbrot, regnet aus den Wolken, und ein Schwarm von Wachteln lässt sich erschöpft vom langen Flug in der Nähe des Lagers nieder. Nun

ist das tägliche Überleben gesichert. Aber wie? Das Volk muss sammeln. Die kleinen Körner des Himmelsbrotes müssen einzeln aus dem Wüstensand gelesen werden. Das ist mühsam. Und man muss sich darauf verlassen, dass das Manna am nächsten Tag wieder vom Himmel regnet.

Dieses Vertrauen fällt einigen schwer. Sie sammeln mehr, als sie brauchen. Sie sind fleißig und beherzigen das Prinzip der klugen Vorratshaltung. Aber sie müssen bemerken: Das, was sie zu viel gesammelt haben, verdirbt. Jeder nur so viel, wie er nötig hat. Nicht das Prinzip der klugen Vorratshaltung ist hier richtig, sondern das Prinzip Gottvertrauen. Ich bekomme jeden Tag so viel, wie ich brauche. Ich brauche nicht zu sorgen, Gott sorgt.

Das ist nicht nur das Prinzip Gottvertrauen. Das ist auch die Haltung freier Leute. In der Knechtschaft braucht man tausend Winkelzüge, um zu überleben. Man ist abhängig. Die Laune der Herrschenden lässt manchmal etwas zu, manchmal verweigert sie es. Da ist es gut, wenn man rechtzeitig etwas beiseite liegt. Keine Chance auslassen, die kleinen Möglichkeiten ausnutzen, damit man eine Reserve hat, wenn sich der Wind einmal dreht. Wer sich abhängig und unfrei fühlt, der ist ständig damit beschäftigt, sein eigenes Überleben zu sichern. Er hat Angst und empfindet jeden Tag die Furcht: „Morgen stehe ich da ohne etwas!“

Freie Leute dagegen haben Gottvertrauen. Und in dieses Gottvertrauen mischt sich wunderbarer Weise das Selbstvertrauen. Freie Leute haben Achtung vor sich selbst. Sie vertrauen ihren eigenen Fähigkeiten. Sie vertrauen der Situation. Sie haben keine Angst vor der Zukunft. Wann immer Gott uns nahe kommt, vertrauen wir auf unser Leben. Wir vertrauen uns selbst und darin dem Grund unseres Lebens.

So geht es auch dem ersten Kreis der Jünger. „Die nun, die sein Wort annahmen, ließen sich taufen.“ heißt es im ersten Satz unseres Predigttextes. Und wer sich taufen lässt, beginnt ein neues Leben. Auch in der Taufe steckt eine Erinnerung an das Volk Israel in der Wüste. Von alters her ist der Durchzug der Israeliten durch das Schilfmeer das Urbild der christlichen Taufe. Aus der Sphäre des Todes gelangen wir ins Leben, aus den Wassern, die uns bedecken, tauchen wir wieder auf und können ein neues Leben beginnen. Aus der Knechtschaft in Ägypten, geht es in die Freiheit, die allerdings zuerst bedeutet: *Wüste*.

So ist es auch in unserer Geschichte. Aus der Taufe geraten die ersten Christen in die Furcht. Zeichen und Wunder geschehen. Unerhörtes. Bisher nie Erlebtes. Eben noch ein Passant gewesen. Beim Prediger stehen geblieben. Immer gehofft, es ereignet sich noch etwas in meinem Leben. Dann gewusst: Dies hier ist es. Den heiligen Geist gespürt. Hoch gehoben worden. Frei geworden sein. In die neue Gemeinschaft eingetreten. Und nun die Furcht.

Was man eben noch gehofft hat. Dass sich das Leben verändert, Schwere gewinnt, alles möglich wird, wovon man geträumt hat. Jetzt wird es Wirklichkeit vor unseren Augen, und es stellt sich nicht das Gefühl der Freiheit ein, sondern das Gefühl der Furcht.

Wie verständlich ist das! Wir sind ja noch die alten geblieben. Gewohnt an Vorratshaltung, schlaue Kniffe, Zukunftsangst und Zukunftsbewältigung. Nun soll alles einfach geworden sein? Nun sollen wir frei sein? Wir hatten es erhofft, aber nun kann man sich auf nichts mehr verlassen, worauf man sich bisher verlassen hat. Mit den alten Ängsten steht man in der neuen Freiheit. Mit den alten Tugenden muss man es mit einem neuen Leben aufnehmen.

Und hier, in den ersten Tagen des Christentums geschieht ein weiteres Wunder: „Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam.“ Jeder mag seine eigenen Befürchtungen gehabt haben. Allen ist es irgendwie unheimlich gewesen und haben sich gefragt: „Wie soll das weitergehen?“ Aber in unserer Geschichte führt das nicht dazu, dass man sich misstrauisch beobachtet, guckt wie der andere mit der Situation umgeht. Vorsichtig abwartet, nur nicht selbst den ersten Schritt tut.

Sondern die Gruppe der Neuen schließt sich zusammen. Wir haben alle das neue Leben. Wir wissen alle nicht, wie es weitergehen soll. Wir können uns alle nicht mehr auf die Tugenden verlassen, die uns bisher durchs Leben gebracht haben. Wir beginnen neu. Was nun folgt, ist kein Wunder, sondern ein Zeichen. Wenn sich Menschen auf Gott verlassen, finden sie ein neues Leben. Ein Zeichen für die Nähe Gottes ist es, dass wir aufhören, unseren eigenen Ängsten nach zu gehen.

Unsere Geschichte vertraut uns an, was passiert ist: „Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte.“ Die, die viel haben, erkennen: „Darauf setze ich nicht mehr, dass ich einen Schatz gesammelt habe, der mich vor der Zukunft beschützt. Ich versuche das neue Leben: Gottvertrauen.“ Die die wenig hatten, erkennen: „Wenn ich Gott vertraue, erhalte ich, was zum Leben notwendig ist.“ Und das ist nun Gottes Wirklichkeit: Was für die einen ein Zeichen ist, dass sie jetzt nicht mehr sich selbst, sondern Gott vertrauen, ist für die anderen ein Zeichen, dass sie überleben können, wenn sie Gott vertrauen. Das Prinzip Solidarität ist erfunden. Befreit sind die, die abgeben können. Befreit sind auch die, die nun annehmen können.

Und heute noch gibt es Gemeinschaften, die in diesem Geist leben. Die miteinander Mahl halten in Freude und Einfalt des Herzens. Was sie haben, teilen, so dass jeder hat, was er nötig hat. Und heute noch ist das ein Zeichen der Nähe Gottes. Aber es ist auch, das Ergebnis eines ernsten und radikalen Entschlusses. Christliche Kommunen, davon rede ich, haben sich entschlossen, ein Zeichen der Nähe